

Zwischen den Welten

In Deutschland tragen erstaunlich viele junge Westafrikaner denselben Namen. Ihren Pass haben sie „verloren“ oder werden geduldet. Arbeiten dürfen sie nicht. Sie halten sich über Wasser, indem sie Drogen verkaufen.

Von Benedict Wermter



Der Asylbewerber Oury B. dealt in der Dortmunder Nordstadt. Er hatte schon eine Ausbildungsstelle, doch die Behörde lehnte ab.

Foto Carl Gierstorfer

Sie stehen an der Ecke, dort, wo die Fußgängerzone endet. Ein Dutzend junger afrikanischer Männer in weiten Jeans und Marken-Turnschuhen, die Kappen tief ins Gesicht gezogen. Sie stehen dort, um Drogen zu verkaufen. Jeder weiß das. In vielen deutschen Großstädten treiben sie sich seit einigen Jahren herum, in Hamburg im Schanzepark, in Berlin im Görlitzer Park, in Frankfurt in den Wallanlagen oder hier, in der armen Dortmunder Nordstadt. Wer sind sie? Warum stehen sie dort? Warum lässt der Staat zu, dass sie dort vor aller Augen Drogen verkaufen? Ist er machtlos? Oder mitverantwortlich?

Zwei der Afrikaner radeln abwechselnd auf rostigen Uralträdern umher, in Zeitlupe, die Reifen fast platt. Vorbei an arabischen Cafés und Läden, in denen grell leuchtende Mekka-Bilder verkauft werden. Sehen sie jemanden, der wie ein Kiffer aussieht, dann schnalzen, knacken oder zischen sie und raunen: „Alles klar, brauchst du was? Bruda, kein Problem.“

Wenn jemand was braucht, läuft einer der Afrikaner los und fischt ein Tütchen aus dem Gebüsch. Oder er holt es hinter einem Autoreifen hervor. Oder es liegt in einer aufgeschnittenen, eingedrückten Cola-Dose auf dem Gehweg. Oder er trifft scheinbar zufällig einen anderen Afrikaner, der aus einer der Wohnungen in der Nähe stürmt, nachdem sein Handy kurz vibriert hat. Ihre Handflächen wischen grüßend übereinander, während jeder geradeaus starrend weiterläuft. Marihuana für 10 Euro pro knappem Gramm, Kokain, oder das, was sie als Kokain verkaufen, ist auch nie ein volles Gramm und kostet ab 70 Euro.

Den ganzen Tag stehen die Afrikaner dort, bis tief in die Nacht. Nur scheinbar gelangweilt. Tatsächlich beobachten sie wie Greifvögel, wer sich ihnen nähert. Kennt man die Jungs, dann reicht es, inmitten der Fußgängerzone, noch weit entfernt, die Hand zum Gruß zu heben. Garantiert sehen sie das und grüßen zurück.

Über 30 000 Westafrikaner leben allein in Nordrhein-Westfalen, über 300 000 in Deutschland. Viele haben keine Chance auf Asyl, werden geduldet, oft führen nur Schwangerschaften oder eine Heirat in den legalen Aufenthalt. Lange durften Geduldete und Asylsuchende nicht arbeiten; seit verganginem Jahr ist es nur eingeschränkt erlaubt. Zudem suchen gerade Hunderttausende anerkannte Geflüchtete aus Syrien oder Afghanistan Arbeit. Was also soll aus den vielen afrikanischen Flüchtlingen werden, deren Strom nicht abreißt?

Um zwei dieser geflüchteten Westafrikaner geht es in dieser Geschichte, stellvertretend für all die anderen. Der erste nennt sich Amadou Diallo. Er trägt einen modischen Kinnbart, seine Sneaker in Samtopik haben goldene Streifen. Wenn Amadou eine Frage stellt, dann bohrt er seinem Gegenüber manchmal mit dem Finger in die Brust.

Der andere nennt sich Oury B. Er trägt eine Bomberjacke in Tarnfleck, kurze Rasta-Noppen stehen ihm vom Kopf. Oury ist einer, der lieber Krankenpfleger wäre, als an der Ecke zu dealen. Aber die Ausländerbehörde lässt ihn nicht, sagt er. An manchen Tagen ist er wie aufgedreht, dann wieder sagt er kaum ein Wort. Das jahrelange Hickhack mit den Behörden hat ihn zermürbt. Er macht gerade eine Psychotherapie.

So stehen sie dort, mit dem Rücken zur Wand, eine Sohle dagegengedrückt, Tag für Tag, Monat für Monat.

Amadou Diallo kocht. Eben hat er jedes Messer einzeln poliert, jetzt blubbert auf dem Herd Niri, Reis und Kalb in Tomatensauce. Die Wohnung in einem dieser heruntergekommenen Nachkriegsbauten in der Nordstadt hat ein Afrikaner ihm untervermietet. Es gibt kaum Möbel, von den Decken baumeln nackte Glühbirnen, in der Küche stehen zwei alte Sofas mit Brandflecken wie Pickel, davor ein wackliger Plastikisch.

Es begann mit einer Visitenkarte, die an der Tür eines Handy-Ladens steckte, erzählt Amadou. In Conakry, der Hauptstadt Guineas, einem dieser korrupten Staaten Westafrikas. Darauf der Name eines Mannes, eine Telefonnummer und die Frage: „Wollen Sie nach Europa?“ Amadou wollte. Also wählte er die Nummer, gab dem „Connection Man“ 7000 Euro und ein Passfoto, Geld das seine Mutter und seine Schwestern zusammengelegt haben.

Ein paar Wochen später, im Sommer 2013, flog er zusammen mit dem Schlepper nach Paris. Der nahm ihm hinter den Passkontrollen den falschen Pass mit dem Visum wieder ab und reiste zurück. Amadou setzte sich in den Zug und fuhr nach Deutschland. Er wusste, dass man sich in Deutschland am einfachsten durchschlagen könne. In Frankreich einen Asylantrag zu stellen gilt unter Afrikanern als riskant, weil man dagegen nicht in Berufung gehen kann.

Die Fahrt in der S-Bahn hinter der deutschen Grenze beendete die Polizei mit Handschellen, erzählt Amadou. Er stellte im Kreis Steinfurt im Norden Nordrhein-Westfalens seinen Asylantrag. Als Amadou Diallo, geflohen aus Guinea, weil er und seine Familie verfolgt würden. Tatsächlich hat er einen ganz an-

deren Vornamen und war Handy-Verkäufer in Conakry. Amadou Diallo ist ein Allernamensname, das westafrikanische Pendant zu Thomas Müller. Viele Asylbewerber aus Afrika nennen sich so, um ihre Spuren zu verwischen. Wessen Identität nicht „geklärt“ ist, der kann nicht abgeschoben werden.

„Die Ausländerbehörde macht immer Ärger“, schimpft Amadou und rührt im Topf. Er hätte gern gearbeitet, durfte aber nicht. Zwei Jahre lang mahlte die deutsche Bürokratie, um seine Identität zu klären, und er sollte als Geduldeter in seinem Wohnheim herumsitzen, mit einem Arbeitsverbot belegt. Tatsächlich stand er nach wenigen Wochen in der Dortmunder Nordstadt und vertickte Drogen, zusammen mit anderen Guineern vom muslimischen Stamm der Fulbe. Bis ihm im August 2015 die Ausländerbehörde vom Kreis Steinfurt schrieb, seine Duldung werde nicht verlängert und er müsse binnen 30 Tagen Deutschland verlassen. Amadou tauchte daraufhin in Dortmund unter.

An der Tür schellen zwei Afrikaner, sie treten ein und setzen sich. Wein später serviert Amadou das Reisgericht auf einem Teller, aus dem sie es gemeinsam löffeln, während sein iPad afrikanischen Rap in kleine Plastikboxen pumpt. Dazwischen zeigt er Fotos auf seinem Telefon, seine Mutter in weißer Tracht, seine Schwester in Schuluniform. Ein Video von Polizisten, die eine aufgebrauchte Menge wegtreiben. Ein Offizier, der dünne Männer in gefälschten Fußballtrikots anschreit.

Nachts lehnt Amadou wieder an der Ecke in der Nordstadt, sein Gesicht unter einer Kapuze verborgen. Wenn Tschoko kommt – so nennen die Guineer die Polizei –, renne er los, sagt er, und schießt mit der Hand durch die Luft. Und wenn er doch kontrolliert wird? Er fingiert einen zusammengefallenen Zettel aus der Tasche, eine Quittung aus einem Schuhladen. Auf der Rückseite stehen sein Name und die Adresse seiner Unterkunft. Einmal sei er schon damit durchgekommen. „Das zeige ich“, die Polizei habe sowieso keine Zeit.

Vor allem verkaufen die Afrikaner Marihuana, das Fünf-Gramm-Tütchen zu 50 Euro. Es gibt viele Tricks, das Gras schwerer oder schlechteres Gras besser zu machen. Es wird mit Zuckerwasser eingesprüht oder mit „Brix“ gestreckt, einem Gemisch aus Zucker, Hormonen und flüssigem Kunststoff, wodurch es frisch und feucht aussieht, aber zu hässlicher grauer Asche verbrennt und extrem gesundheitsschädlich ist. Mehr Profit. Wer zuverlässig ist, kann sich vielleicht einen lukrativen Kreis von Stammkunden auf-

bauen und muss dann nicht mehr an der Ecke stehen, ständig auf der Hut, sondern kann mehr Zeug aus einer sicheren Wohnung heraus verkaufen.

Amadou ist davon weit entfernt. Wenn seine Drogenvorräte erschöpft sind, holen er und die anderen sich manchmal Nachschub bei den Arabern, die ein paar Meter weiter vor den Cafés stehen und rauchen. Er hasst die Araber, aber sie geben in der Nordstadt den Ton an. Jeder Vierte der rund 50 000 Einwohner hat keinen Job, vier von fünf haben ausländische Wurzeln, jeder zweite keinen deutschen Pass.

Es kann vorkommen, dass man in der Nordstadt morgens die Spurensicherung anrückt sieht, die in einem Foltermord ermittelt, und am gleichen Abend Zeuge wird, wie sich Roma und Araber vor dem Lidl in der Münsterstraße prügeln, während ein Obdachloser mit zwei vollen Taschen aus dem Supermarkt rennt, verfolgt von der schreienden Kassiererin. Egal, wen man fragt, Taxifahrer, Kioskbesitzer, Friseur, Passanten: alle haben Angst. Angst vor den Flüchtlingen, vor anderen Ethnien, den besoffenen Deutschen.

„Die Araber sind arrogante Rassisten“, findet Amadou. Verdienten die nicht genug Geld mit Drogen, dann würden sie Autos knacken oder in Häuser einbrechen, sagt er. Oder sie machten es so: Er fischt einen fiktiven Gegenstand aus seiner Hosentasche, so, als ob etwas geklaut würde.

Die Abneigung beruht auf Gegenseitigkeit. Die Araber aus dem Maghreb schauen auf die Dunkelhäutigen herab, ein Rassismus, der Afrika durchzieht und sich in der Nordstadt spiegelt. „Die Nigeger sehen keine Frauen auf der Straße, sondern nur Aufenthaltspapiere“, schimpft der Anführer der algerischen Dealer im Keuning-Park, ein Hüne im Jogginganzug. „Muss nur eine dick werden, paff, können die bleiben.“

Als Emmanuel Peterson zusammen mit seiner Mutter und seinen beiden Schwestern aus Ghana nach Deutschland kam, war er zehn. Seine Mutter wurde als Asylbewerberin anerkannt, er träumte davon, Profifußballer zu werden, schaffte es tatsächlich bis in die Dritte Liga, aber dort war dann Schluss. Später hat er den Verein Junger Deutschafrikaner gegründet, der bei Behördengängen hilft, Konflikte löst, beitragen will zur Integration. Peterson, 29, ist ein Athlet mit breiten Schultern und einem ansteckenden Lachen. Jeder Dönerverkäufer in der Nordstadt freut sich, wenn er ihn sieht, und grüßt ihn mit Handschlag.

Auch Peterson hat einen nüchternen Blick auf die jungen Afrikaner. „Sie wissen, dass sie in Deutschland nur bleiben

können, wenn sie lügen“, sagt er, während er durchs Viertel schlendert. „Deswegen schmeißen sie ihren Pass weg, machen sich jünger oder ändern ihren Namen.“

Der Aufenthaltsstatus vieler Westafrikaner lautet „geduldet“. Ihr Asylantrag wurde abgelehnt, aber sie werden nicht abgeschoben, weil noch Pässe fehlen oder ihre Identität nicht geklärt ist. Eine Duldung ist das Niemandsland der Einwanderung. Jahrelang durften Geduldete nicht arbeiten, heute theoretisch schon, aber in der Praxis passiert das fast nie. Unter anderem, weil die Ausländerbehörde zustimmen muss. Warum sollte sie? Sie will ja abschieben und wartet nur darauf, dass die Identität geklärt wird und Pässe vorliegen.

Emmanuel Peterson sagt: „Es ist der Mangel an Alternativen, der die Jungs auf die Straße treibt.“ Sie kommen nach Europa, um zu arbeiten, wollen ranklotzen, etwas aufbauen. Aber dann dürfen sie nicht, sondern werden vom Staat durchgefüttert in unpersönlichen Unterkünften, in denen es nichts zu tun gibt. „Das kann für junge Menschen nicht gut sein. Und dann sehen sie ihre Brüder in den Parks stehen und Drogen verkaufen. Also stehen sie wenig später auch dort.“

Frank Binder ist Flüchtlingsreferent der Ausländerbehörde Dortmund und hat früher dafür gesorgt, dass etliche Westafrikaner abgeschoben wurden. Er reiste nach Guinea, um Pässe zu besorgen, und wurde dafür von der linken Presse kritisiert. Binder sitzt in offener Jacke am Schreibtisch, in seinem gänzlich leeren Büro, schwarzes, volles Haar, zum Vokuhila geschnitten, aber so seriös und sachlich, dass er im Grundbuchamt arbeiten könnte. Bis vor drei Jahren sollten alle nicht anerkannten Flüchtlinge abgeschoben werden, sobald sie auf dem Papier volljährig sind – woraufhin etliche offenbar abtauchten. Dann änderte Dortmund seine Strategie, und nun erklärt Binder, alle der rund 400 in Dortmund hätten eine „gute Bleibeperspektive“. Nur ein Viertel werde geduldet, in den vergangenen drei Jahren habe man keine Guineer aus Dortmund abgeschoben.

Jeder guineische Flüchtling, der sich an die Spielregeln hält und mit offenen Karten spielt, kann bleiben“, sagt Binder. Heißt: Wenn er nicht straffällig wird und seinen echten Pass im Asylverfahren vorlegt oder auf Wunsch der Behörden abgibt. Das Asylgesetz berechtigt die Behörden dazu, Pässe einzubehalten; davon machen sie auch Gebrauch. Der Pass sei das Wichtigste, sagt Frank Binder. Nur dann könne er, Binder, helfen, eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis zu erteilen.

Wobei, den Pass abgeben? Das ist eine riskante Sache. Die „ungeklärte Identität“ ist nämlich die einzige Trumpfkarte der Afrikaner. Geben sie ihren Pass ab, haben sie vielleicht Glück und dürfen tatsächlich bleiben – vielleicht aber sitzen sie auch schnell im nächsten Flieger Richtung Heimat. Denn wenn sie kein Asyl bekommen, kann die Ausländerbehörde mit Hilfe des Originaldokuments schnell abschieben. Die Identität gilt dann als geklärt. Das wissen die Afrikaner natürlich.

Binder stellt klar: „Wenn man zu oft beim Dealen erwischt wird, dann hat man jedes Aufenthaltsrecht verwirkt.“ Und relativiert: Die, die da an den Ecken und in den Parks stehen und Drogen verkaufen, kämen in der Mehrzahl aus dem Umland. Dort, wo sie fernab ihrer Community untätig im Heim herumsitzen. Binder gibt zu, das sei extrem schwer: „Man muss als junger Westafrikaner schon sehr stabil sein, um in Deutschland zurechtzukommen.“

Alle paar Wochen rücken Greiftrupps der Polizei aus, um Dealer zu fangen. Erst beobachten sie in Zivil das Treiben, dann schlagen sie aus mehreren Ecken gleichzeitig zu. In Dortmund wurden im vergangenen Jahr 104 Mal Guineer wegen eines Drogendeliktes in der Nordstadt verhaftet. 300 Mal wurden Algerier und Marokkaner wegen Raubs und Diebstahls angezeigt. Die Kriminalität in der Nordstadt, das Dealen der Afrikaner an den Ecken sei Ausdruck eines „gesellschaftlichen Problems“ und durch Polizeiarbeit allein nicht zu lösen, sagt ein Polizeisprecher.

Oury sitzt auf seinem ungemachten Bett, den Kopf in die Hände gestützt, und sagt immer wieder: „Fuck.“ Die Wohnung, die ihm eine deutsche Bekannte überlassen hat, sie ist klein und ungelüftet, die heruntergelassenen Jalousien tauchen den einzigen Raum in Dämmerlicht. Oury hat einen Brief vom Jugendamt Gütersloh geöffnet und gelesen: Gegen ihn läuft ein Verfahren. In ein paar Tagen soll er vorbeikommen. Er weiß nicht, worum es geht. Das vergessene Bahn-Ticket vor drei Tagen? Nein, der Brief ist älter. Wieder wegen Drogenhandels? „Fuck.“ Er wirkt verzweifelt.

Auch Oury kam mit falschem Pass über Frankreich nach Deutschland, auch er behauptete, minderjährig zu sein. Er rauft gern zum Spaß, überhaupt ist er ein netter Kerl, manchmal stottert er, wenn er nach Worten sucht, aber er spricht als einer der wenigen Westafrikaner Deutsch und kennt Leute aus Dortmund. Sein Asylverfahren läuft noch, zur Sicherheit hat er seinen Pass weggewor-

fen, damit er nicht abgeschoben werden kann, sollte es abgelehnt werden.

Seit zwei Jahren dealt er in der Nordstadt, drei Mal hat ihn die Polizei in dieser Zeit mit Gras erwischt. Einmal bekam er 90 Sozialstunden in einem Jugendheim aufgebummelt. „Das war toll“, strahlt Oury, wenn er davon erzählt, „ich wollte da mit den Leuten gerne bleiben.“ Er bekam einen Ausbildungsvertrag angeboten und beantragte bei der Ausländerbehörde im Kreis Gütersloh, die Stelle antreten zu dürfen. Er sagt, die Beamten hätten das abgelehnt.

Oury ist einer, der jungen Müttern mit Kopftüchern anbietet, ihnen den Kinderwagen aus dem Bus zu setzen, aber sie lassen ihn nicht. Kürzlich, als er die Depressionen nicht mehr aushielt, hat er eine Therapie begonnen. Mit der Therapeutin kann er über seine Ängste und über die alltägliche Leere sprechen. Gern würde er Krankenpfleger werden, aber er weiß, dass ihn die Behörde nicht lässt.

Zurück nach Afrika? Geht auch nicht. Jeder daheim wüsste, welcher Sohn von welcher Familie in Deutschland ist. Die Menschen in den Dörfern erwarteten Großzügigkeiten, die Familien Geld. Dass es ihnen schlechtgeht, glaube in Guinea keiner, sagt Oury. Und dann schweigt er wieder. Er schweigt viel, wenn er nicht draußen auf der Straße steht. „Keine Arbeit. Keine Zukunft. Nicht zurück“, sagt Oury, auf seinem ungemachten Bett kauend. Und eine Freundin habe er auch nicht. „Warum soll ich Freundin haben mit meinem Scheißleben?“

Die Afrikaner haben gelernt, dass die deutsche Bürokratie langsamer ist als sie. Sie unterwandern das System und tauschen ihren Pass und ihre Identität gegen einen geduldeten Aufenthalt ein. Gleichzeitig verbauen sie sich dadurch alle Chancen auf ein legales Leben. All dies geschieht im Zeichen des Aufschwungs auch in afrikanischen Ländern, in denen es immer mehr Familien möglich ist, den ältesten Sohn loszuschicken. Das veraltete deutsche Asyl- und Aufenthaltsrecht hat es verpasst, diesen Menschen eine Chance zu bieten. Es lässt nur zwei Gruppen herein: Hochqualifizierte und Verfolgte. Inder mit einem Abschluss in Informatik, oder Syrer, die vor Fassbomben fliehen. Doch dazwischen gibt es unzählige andere, die auch kommen wollen. Die nach einem Schlupfloch suchen – und es in der Duldung finden. Der neuen Migration und dem Erfindungsreichtum der Wandernenden ist dieses System nicht gewachsen. Es ist zu langsam und hält sich unnötig an Details auf. Jeder weiß doch, woher die jungen Westafrikaner kommen. So sind die afrikanischen Dealer, die in der Nordstadt an der Ecke stehen, ein Produkt der deutschen Bürokratie. Die sich nicht zur Klarheit zwingt. Zu einem klaren Ja oder einem klaren Nein.

Als es Freitagabend wird, sitzt Amadou Diallo zufrieden in seiner kargen Wohnung. Die Woche lief gut, er hat okay verdient, und nun hat er vier Freunde eingeladen, um mit ihnen den Abend zu verbringen. Sie sitzen im Licht der nackten Glühbirne auf den Sofas mit den Brandflecken und diskutieren über Politik.

Im Oktober hat Präsident Alpha Condé die Wahl in Guinea gewonnen, ein Malinke, und nun gibt es wieder Unruhen. Die Jungs sind aufgebracht. Amadou serviert Vimto, eine afrikanische Brause, Ingwerbier und frischen Minztee. Dann zeigen die vier Videos auf ihren Handys, von prügeln Soldaten oder jungen Malinke, die sie beschimpfen, erzählen von ihren Aufenthalten in der Schweiz, erzählen von Frauen, die sie kennen, die in Belgien auf den Strich gingen. Dann ist es Zeit für das Abendgebet, die Fulbe sind alle Muslime.

Alle vier Männer geben sich als Minderjährige aus. Sie sind entweder mit gefälschten Originaldokumenten eingereist. Oder sie behaupten einfach, minderjährig zu sein. Das Jugendamt muss dann das Alter schätzen – und wird offensichtlich von einigen Geflüchteten getäuscht. Die vier sind zwar offiziell minderjährig und werden als minderjährige Flüchtlinge vom Jugendamt betreut, doch einem unbeteiligten Beobachter scheint es, als seien wohl alle wenigstens Mitte zwanzig.

Sie gehen nacheinander ins Bad und waschen sich Hände, Arme und Füße. Amadou zieht ein afrikanisches Gewand über sein Guinea-Fußballtrikot, dann knien sich alle vier auf den Wohnzimmerteppich und beten, derweil im Hintergrund eine Frau im Fernsehen auf Französisch die Nachrichten vorliest.

Später reden die Jungs auf Französisch über Geld. Amadou klatscht in die Hände und sagt, er wolle so viel Geld machen wie möglich. Und dann zurück nach Afrika gehen und sich dort einen Audi kaufen.

Correctiv.org ist das erste gemeinnützige Recherchezentrum in Deutschland. Die mittlerweile 20-köpfige Redaktion widmet sich ausführlichen Hintergrundberichten und finanziert sich wie ihr amerikanisches Vorbild ProPublica über Spenden und Mitgliedsbeiträge. Zu den regelmäßigsten Unterstützern gehören mittlerweile 800 Bürgerinnen und Bürger sowie Stiftungen wie die Brost-Stiftung, die Augstein-Stiftung, die Schöpfung-Stiftung und die Bundeszentrale für politische Bildung. Correctiv.org gibt seine Recherchen grundsätzlich kostenlos an andere Medien ab, ist unabhängig und nicht gewinnorientiert.